

# Im Bergwerk der Sprache

*Eine Geschichte des Deutschen in Episoden*

*Herausgegeben von  
Gabriele Leupold und Eveline Passet*



WALLSTEIN VERLAG

## IMPRESSUM

## *Inhalt*

ANNE BETTEN

Direkte Rede und episches Erzählen im Vergleich

Eine syntaktische Reise

durch fünf Jahrhunderte (1500-2000). . . . . 13

PAUL RÖSSLER

Auf den Punkt gebracht

Zeichensetzung in literarischen Texten

zwischen Tradition und Innovation . . . . . 35

BRITT-MARIE SCHUSTER

Akzeptierte grammatische Abweichung

und stilistischer Kunstgriff

Eine kleine Kommunikationsgeschichte der Ausklammerung. . . 54

SIBYLLE KURT

Morgen begann der Krieg

Erlebte Rede und ihre Übersetzung. . . . . 73

JÖRG KILIAN

»Man spricht hier in Meißen oft: Je nu!«

Historische Gesprächswörter vom 17.-21. Jahrhundert . . . . . 102

ELKE HENTSCHEL

Abtönungspartikeln –

die Läuse im Pelz der Sprache. . . . . 124

HANS-JOACHIM BOPST

Sehnsucht aufeinander

»Falsche« Präpositionen zwischen Sprachkritik,

Sprachsystem und Sprachgeschichte . . . . . 143

KLAAS-HINRICH EHLERS

Von Hochachtungsvoll über Heil Hitler bis Herzliche Grüße

Zur Geschichte kommunikativer Routinen

am Beispiel von Briefen . . . . . 164

ANJA VOESTE	
Um Anerkennung schreiben.	
Fünf historische Versuche, sich mit den rechten Worten	
ins rechte Licht zu rücken . . . . .	185
ANDRÁS F. BALOGH	
Der Schneekonkel	
Mehr- und Erstsprachigkeit deutscher Autoren	
aus Ostmittel- und Südosteuropa . . . . .	203
KATHARINA MAYR, KERSTIN PAUL, KATHLEEN SCHUMANN	
Von gedrehten Zungen, Ghetto-Kanaken und	
einem Sultan der Gedanken – Gastarbeiterdeutsch	
und Kiezdeutsch in literarischer Verarbeitung . . . . .	223
RENATE BIRKENHAUER	
NS-Deutsch	
Vier Lesarten des Deutschen zwischen 1933 und 1945 . . . . .	245
MANFRED MICHAEL GLAUNINGER	
<i>Essekerisch</i> und Budapester <i>Josefstädterisch</i>	
»Kakanischer« Slang im habsburgischen Transleithanien . . . . .	269
HERMANN SCHEURINGER	
Zwischen Böhmen, Banat und Bukowina	
Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa . . . . .	286
HORST J. SIMON	
Wie ma nText Platt macht	
Überregionale Dialektindikatoren . . . . .	307
DIETER CHERUBIM	
Sprachliche Patinierung	
Was lässt einen Text »alt« aussehen? . . . . .	324
Kleine Bibliographie . . . . .	345
Die Autorinnen und Autoren . . . . .	356

## *Im Bergwerk der Sprache*

Kann man sagen »Wowereit bekundet Trauer für Juhnke«? Warum zuckt ein in der Nazi-Zeit aufgewachsener Mensch womöglich vor dem Wort »schlagartig« zurück? Wie erkläre ich meinem ausländischen Chat-Partner das deutsche »tja«? Nach welchen Regeln erfolgt denn nun die Kommasetzung? Ist »der Mann, wo da geht« tatsächlich nur in Süddeutschland gebräuchlich? Warum sind die Schachtelsätze des Barock heute so schwer zu lesen? Und was erzeugt den Stakkato-Sound in manchen zeitgenössischen Texten? Solche Fragen stellt sich jeder, ob er Belletristik liest oder Blogs, ob er die Sprache eher über das Ohr aufnimmt oder in schriftlicher Form, und natürlich drängen sie sich geradezu auf, sobald man anfängt zu schreiben.

Unter den Schreibenden stehen die Literaturübersetzer und -übersetzerinnen vor einer ganz besonderen Herausforderung. Sie müssen die Sprache, die andere in unterschiedlichen Epochen geschaffen und in verschiedenste Formen gegossen haben, nachschaffen: vom Roman bis zum mundartlichen Theaterstück, vom wissenschaftlichen Traktat bis zu Briefwechsellern und Lebenserinnerungen. Die Schichten und Lagen der Sprache, aus der und besonders in die sie übersetzen, müssen sie sich gezielt zu erschließen wissen. Das beginnt bei den Raffinessen syntaktischer Gefüge und endet bei der Partikelverwendung in gesprochener Sprache. Und so gaben einige der in der Übersetzerischen Praxis unablässig wiederkehrenden Fragen, die weit mehr Sprachinteressierte umtreiben als nur Übersetzer, den Anstoß zu einer Veranstaltungsreihe im Literarischen Colloquium Berlin, die sich den Aspekten der deutschen Sprachgeschichte widmet. *Im Bergwerk der Sprache* versammelt einen größeren Teil der bislang gehaltenen Vorträge, die für die vorliegende Publikation überarbeitet wurden.

So disparat die einzelnen Beiträge beim ersten Blick ins Inhaltsver-

zeichnis erscheinen mögen, es verbindet sie doch unterirdisch ein mächtiges Flöz, eine Art Haupt- oder Grundthema: die Spannung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In seinen Ausläufern führt es zu einer Reihe weiterer wiederkehrender Oppositionen: Norm und Abweichung, Slang und Standardsprache, Dialekt und »Hochdeutsch«, prestigeträchtige und verpönte Varietäten und Formen, Migration und Mischsprachen, Modernisierung und Konservierung, aber auch: Hör- und Leserezeption, rezeptionserleichternde und rezeptionerschwere Stilmittel, narrativer Text und simulierte Sprechsprache, Erzähler- und Personenrede, und immer wieder: die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Überblicksdarstellungen stehen neben punktuellen Tiefbohrungen und fügen sich, bei aller Vorläufigkeit und notwendigen Lückenhaftigkeit, zu einer exemplarischen *Geschichte der deutschen Sprache in Episoden*.

### *Gänge und Stöcke*

Anne Bettens syntaktische Reise durch fünf Jahrhunderte folgt den wichtigsten Entwicklungsetappen des deutschen Satzes und begleitet seine Entfaltung vom lockeren Gefüge im *Prosa-Lancelot* aus dem 13. Jahrhundert über die langen Perioden des Barock bis hin zu den vielfältigen Bestrebungen von Autoren, gegen die zuletzt gewonnene Perfektion zu revoltieren – sei es durch die Wiederhineinnahme regionaler, mündlicher oder archaischer Ausdrucksmittel, sei es durch das Spiel mit dem Satz selbst. Deutlich wird, dass sprach- und stilgeschichtliche Entwicklungen eng verzahnt sind mit technischen Neuerungen und gesellschaftlichem Wandel. So führte die Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks und der Übergang zur stillen Leserezeption zum kompletten Umbau im Verhältnis von Erzähl- und Redepassagen: Um die Eleganz der Rede zu bezeugen, waren gerade diese in der zum Vortrag gedachten Literatur komplex gebaut, während die Satzstrukturen in den narrativen Passagen schlichter gehalten waren.

Mit der stillen Leserezeption, so Paul Rössler in seinem Beitrag »Auf den Punkt gebracht«, bildete sich auch eine immer stärker syntaktisch geprägte Zeichensetzung heraus gegenüber der älteren »rhetorischen«, die in erster Linie Sprechpausen anzeigen sollte. Durch die zunehmende Kodifizierung der Interpunktion, die beim Schreibenden Grammatik-

kennnisse erfordert, werden auch Regeln geschaffen, gegen die zu verstoßen falsch, aber ebenso Stilwille sein kann.

Stilwille zeigt sich auch im Umgang mit einem Phänomen des Deutschen, das es von anderen, auch anderen germanischen Sprachen unterscheidet, der sogenannten Satzklammer. Ihre Voraussetzung ist die Herausbildung mehrteiliger Verbformen; seit dem 17. Jahrhundert durchlief sie einen langen Standardisierungsprozess. Britt-Marie Schuster zeichnet diese Geschichte nach und untersucht insbesondere die Ausklammerung, jenes Stilmittel, das Satzsegmente hinter die Verbklammer verlegt: Von den Predigten und (reformatorischen) Flugschriften des 16. Jahrhunderts bis zu Politikerreden im ausgehenden 20. Jh. je nach Textsorte und Situation genutzt, um die Aufnahme eines Gedankens zu erleichtern oder den Zuhörer bzw. Leser zu fesseln und mitzureißen, ist sie seit langem ein Merkmal kommunikativen Schreibens.

Je mehr sich die syntaktischen Möglichkeiten des Deutschen ausdifferenzieren, desto vielfältiger wird in Texten auch die Wiedergabe von Rede. Am Beispiel von Übersetzungen ins Deutsche beschäftigt sich Sibylle Kurt in ihrem Beitrag »Morgen begann der Krieg« mit erlebter Rede, einer Technik, Elemente der Figurenrede und -wahrnehmung bis in die erzählenden Passagen hineinzutragen. Zu ihrer Ausgestaltung tragen etliche sprachliche Ausdrucksmittel bei, darunter zahlreiche typisch »mündliche«, wie Ellipse, Satzbruch, Dialektales, Slang oder auch Abtönungspartikel.

Diese »Läuse im Pelz der Sprache« finden vor allem im Alltag Verwendung, sie dienen den Gesprächspartnern zur gegenseitigen kommunikativen Vergewisserung, haben oftmals gestische und expressive Funktion, nuancieren, schwächen ab, geben Farbe und Lebendigkeit. Ihre Verwendung auch in literarischer Sprache untersucht Elke Hentschel an Dramen von Goethe bis Dürrenmatt.

Den Abtönungspartikeln in ihrer kommunikativen Funktion eng verwandt sind die »Beweg-«, »Trieb-« oder »Würzwörter«, heute Gesprächswörter oder Dialogstrukturpartikeln genannt. Ihnen geht Jörg Kilian in seinem Überblick nach – vom »ey« des 17. Jahrhunderts bis zum jugendsprachlichen »ey« der Gegenwart.

Kilian zitiert ausführlich die Grammatiker, die anfangs die deutsche Sprache nur beschrieben, seit dem 17. Jahrhundert aber in wachsendem Maße dazu übergingen, Verwendungen auch zu bewerten. Damit avan-

cierte die Schriftsprache allmählich zur Leitvarietät und etablierte sich im 18. Jahrhundert die Dichotomie von *richtig* und *falsch*, mit einer Reihe von Nebeneffekten: Erst Regeln gebären ihr Gegenteil, den fehlerhaften Gebrauch. Die Spannung von Regel und »Alternanz, Variation, Verschiebung« untersucht Hans-Joachim Bopst am Beispiel der Präpositionen, und geht nebenbei der Frage nach, was Sprachkritik heute bedeutet.

Mit der normsetzenden Grammatikschreibung wurden gewisse Ausdrucksformen stigmatisiert, andere avancierten zum Bildungssymbol. So wurde Sprache zum Instrument sozialer Diskriminierung – oder zum Mittel, den eigenen Status zu markieren. Anja Voeste zeigt an Textbeispielen aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, wie sich »kleine Leute« oder auch eine gebildete Frau gesellschaftlich zu positionieren versuchen, indem sie sich an schriftsprachlichen Vorbildern orientieren. Sie verwenden prestigeträchtige grammatische Formen, die »historisch beglaubigt«, aber unter Umständen bereits anachronistisch sind. Dass dabei sprachliche Elemente, die wir heute als Zeichen von Mündlichkeit interpretieren, im 16. und 17. Jahrhundert gerade Schriftsprachlichkeit suggerierten, gehört zu den überraschenden Einsichten aus dieser Lektüre.

Die Steuerung kommunikativer Routinen ist auch Thema bei Klaas-Hinrich Ehlers. Am Beispiel von Behördenkorrespondenz rund um die NS-Zeit sowie von Musterbriefen aus der jahrhundertelang (und bis heute) florierenden Gattung der Briefsteller zeigt er, wie Gruß-, Anrede- und Raumverhalten, in der Ständegesellschaft Ausdruck des hierarchischen Abstands zwischen Sender und Empfänger, sich auf lange Sicht wandeln. Heute kommen in unserem Umgang *horizontale* Distanzen (Nähe und Privatheit oder größerer Abstand und Fremdheit) zum Tragen, eine Modernisierung, der die Nazi-Zeit Vorschub leistete, etwa mit dem staatlich verordneten Deutschen Gruß, der »in seiner gewollten Respektlosigkeit und Gleichförmigkeit der egalitären Utopie der Volksgemeinschaft entsprach«.

### *Mergel*

Sprachmischung tritt überall dort auf, wo verschiedene Idiome in engen Kontakt treten, zum Beispiel Fremdsprachen oder Dialekte. In einem Überblicksbeitrag über jenen großen, »sprachlich buntscheckigen« mit-

tel-, ost- und südosteuropäischen Raum, der sich ungefähr mit dem historischen Österreich-Ungarn deckt, kartographiert Hermann Scheuringer die vielfältigen dort stattgehabten Sprach- und Dialektkontakte und -vermischungen. Nebenbei verweist der Autor auf einen anderen sprachgeschichtlichen Umstand: Dass so unterschiedliche Mundarten wie jene des deutschen Sprachraums heute als Teil *einer* Sprache gelten, ist lediglich einer Reihe von – auch politischen – Zufällen geschuldet, wie am Luxemburgischen ersichtlich, das, kürzlich noch deutscher Dialekt, inzwischen zur Staatssprache erhoben ist.

Stärker ins Detail geht András F. Balogh: Am Beispiel mehrsprachiger Autoren aus Ostmittel- und Südosteuropa zeichnet er die Präsenz des Deutschen in einer anderssprachigen, in der Regel multilingualen Umgebung vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart nach. Das Vermögen, sich vom Anderen durchdringen zu lassen und mit eigenen und fremden Ausdrucksformen zu spielen, war den deutschsprachigen Schriftstellern dieser Region stets eigen. Nur das 19. Jahrhundert, als Sprache »zur bedeutendsten Komponente nationaler Identität« wurde und die Autoren genötigt waren, »sich zu *einer* Sprache zu bekennen«, fällt hier heraus. Für den ungarischen Literaturwissenschaftler, der im rumänischen Cluj-Napoca, dem siebenbürgischen Klausenburg, lehrt, ist Mehrsprachigkeit nachgerade »ein Prüfstein der Offenheit, des freundschaftlichen Zusammenlebens und schließlich der Demokratie überhaupt«.

Von einer weiteren Ausprägung von Sprachmischung im »Kakanien« des 19. Jahrhunderts berichtet Manfred Michael Glauninger: In zwei Mundartstücken, die im urbanen vielsprachigen Milieu der »kleinen Leute« in Essek (dem heutigen kroatischen Osijek) und der Budapester Josefstadt entstanden, erkennen wir einen eigenen »k. k.-*Migrantenslang*«, basierend auf dem deutschen Dialekt, in den spezifische Erscheinungsformen der umgebenden Sprachen einfließen.

Ähnliches lässt sich an einer Varietät des Deutschen beobachten, die im Zuge der Migration nach Deutschland (und auch Österreich) in jüngster Zeit entstand. Katharina Mayr, Kerstin Paul und Kathleen Schumann erforschen »Kiezdeutsch«, das in großstädtischen Bezirken mit hohem Migrantenanteil von (nicht nur zugewanderten) Jugendlichen gesprochen wird und eine eigene Grammatik ausbildet – anders als Gastarbeiterdeutsch, dessen Sprecher keine deutschen Muttersprachler sind.

In einigen Wortbildungs- und Satzbauspezifika dem Kiezdeutschen und dem kakanischen Slang vergleichbar ist die in den deutschen KZs entstandene »lagersprache«, die Renate Birkenhauer neben anderen NS-Deutsch-Phänomenen beschreibt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Häftlings-lingua-franca in deutschsprachigen Publikationen meist geglättet – ein Schicksal, das sie mit anderen ursprünglich rein mündlichen dialektalen oder kreol- und pidginsprachlichen Ausdrucksformen teilt(e). Mit zurückgedrängt wird dadurch aber auch die in diese Varietäten eingelagerte Lebenserfahrung.

Von der Disparatheit der deutschen Dialekte und ihrem jeweiligen historischen Hintergrund schreibt Horst J. Simon, um dann der Frage nachzugehen, welche Dialektmerkmale regionenübergreifend sind – eine Frage, die besonders jene Übersetzerinnen und Übersetzer interessieren dürfte, die regionalsprachlich eingefärbte Literatur übersetzen, die aber für Blogger und Chatter ebenso einschlägig ist, formt sich doch im Medium Internet eine spezifische simulierte Mündlichkeit aus.

Dort, wo das Internet Ort für Fantasy-Rollenspiele ist, benutzen die Teilnehmer für die Inszenierung fiktionaler »gotischer« Welten nicht selten altertümliche Ausdrucksformen. Von diesem Verfahren, der sprachlichen Patinierung von Texten, handelt der letzte Beitrag des Bandes von Dieter Cherubim. An Beispielen der Gegenwart (Mittelaltermärkte, Ritterspiele, Erlebnisführungen) und des 19. Jahrhunderts (der »Chronik« eines Hexenprozesses) arbeitet er die charakteristischen Mittel des Archaisieren heraus, die sich eignen, um einen Text »alt« aussehen zu lassen.

Natürliche Sprachen sind prinzipiell vielgestaltig. In ihnen überlagern sich unterschiedlichste historische – grammatische wie stilistische – Erscheinungen, die in Kontakt geraten (auch mit anderen Sprachen), sich verschieben, vermischen und miteinander reagieren, sich neu und anders ablagern, unter Deckgestein verschwinden und womöglich wieder aufgeschlossen werden. Vielleicht bietet dieser Schichten und Gemenge sichtbar machende Band die Gelegenheit zu einer Grubenfahrt in die deutsche Sprachgeschichte. Wer sich für diese interessiert, wird mit gefülltem Förderkorb wieder ans Tageslicht kommen.

*Gabriele Leupold, Eveline Passet*

ANNE BETTEN

*Direkte Rede und episches Erzählen im Vergleich*

Eine syntaktische Reise  
durch fünf Jahrhunderte (1500-2000)

In der Literatur der Gegenwart haben sich die Möglichkeiten, die Stimmen der literarischen Figuren und des Autors bzw. einer von ihm erfundenen Erzählinstanz darzustellen, immer weiter verfeinert und diversifiziert, und es wurde zu einem Kennzeichen der modernen sowie der postmodernen Literatur, dass sie sich oft schwer voneinander abgrenzen lassen. Die Narratologie, aber auch die Text- und Dialoglinguistik beschäftigen sich daher intensiv mit auktorialem und personalem Erzählstil, Erzählperspektiven und den Formen der Rede- und Gedankendarstellung der Figuren. Die »klassischen« Unterscheidungen von direkter, indirekter, erlebter Rede, innerem Monolog etc. reichen für die Experimente moderner Autoren und Autorinnen seit langem nicht mehr aus, sie lassen oft bewusst die Grenzen zwischen diesen Darstellungsformen und den verschiedenen Perspektiven verschwimmen.<sup>1</sup>

Eine solche Vielfalt von Ausdrucksmöglichkeiten steht jedoch nicht plötzlich zur Verfügung; sie entwickelt sich vielmehr kontinuierlich und ist an die historischen Entwicklungsprozesse des Sprachsystems selbst und den (stilistischen) Gebrauch der zur Verfügung stehenden sprachlichen Formen in den unterschiedlichen, sich ebenfalls schrittweise entwickelnden und modifizierenden Textformen (Textsorten bzw. Gattungen) gebunden.<sup>2</sup>

- 1 Stellvertretend für die theoretischen Ansätze sei hier genannt: Gérard Genette, *Die Erzählung*, 2. Aufl., München 1998; mit vielen linguistischen Analysebeispielen: Anne Betten, Jürgen Schiewe (Hgg.), *Sprache – Literatur – Literatursprache. Linguistische Beiträge*, Berlin 2011.
- 2 Viele Artikel zur Entwicklung von Sprachsystem und Textsorten finden sich in: Werner Besch u.a. (Hg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 4 Bde, 2. vollst. neu bearb. u. erw. Aufl., Berlin 1998-2004.

Einige der wichtigsten Entwicklungsetappen werden wir im Folgenden auf einer Reise durch die verschiedenen Perioden der Sprach- und Stilgeschichte des Deutschen ins Visier nehmen. Ich lege diese »Reise« so an, dass bei der Gegenüberstellung von literarischem Erzählstil und simulierter Mündlichkeit in den Redegestaltungen auch allgemeine Entwicklungsprozesse der Syntax sichtbar werden und sich Blicke auf historische (oft eher textsorten- und stilgeschichtlich bedingte) Variationsmöglichkeiten öffnen. Bei dieser Betrachtungsweise werden manchmal traditionelle Bewertungen der syntaktischen »Fähigkeiten« des Deutschen in den verschiedenen Perioden in ein anderes Licht gerückt.

*Die Entwicklung der Syntax zwischen fortschreitender Entfaltung  
und textsortenbedingter Variation*

Ich skizziere im Folgenden zunächst kurz, welche Auffassung die aus heutiger Perspektive etwas ältere Generation der historischen Sprachwissenschaftler, deren Arbeiten in den 1960er und 1970er Jahren entstanden und bis zu Beginn der 1990er Jahre viel benützt und geschätzt wurden, von der Entwicklung des deutschen Satzbaus hatte, was sich im Wesentlichen auch mit den Ansichten der Literaturwissenschaftler von den 1930er bis in die 1980er Jahre deckt. Besonders aus der Sicht der heutigen historischen Textsortenforschung und der neueren Mündlichkeits-/Schriftlichkeitsforschung ergeben sich hier in den letzten Jahrzehnten öfters andere Interpretationen.

Ich gehe zunächst über die angekündigten fünfhundert Jahre hinaus noch weiter zurück, um zu zeigen, dass lange die Idee einer ständigen Weiterentwicklung vorherrschte, von primitiven Anfängen zu Beginn der Schriftlichkeit im Althochdeutschen, über verschiedenste Ausbauphasen in den folgenden Epochen bis hin zur virtuosen Meisterung aller Konstruktionsalternativen gegen Ende des 18. Jahrhunderts.<sup>3</sup> Nach der

3 Vgl. zum Folgenden Anne Betten, Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen, Tübingen 1987, S. 72 ff. Aus dieser und einigen anderen meiner thematisch einschlägigen Publikationen ist hier Vieles zusammenfassend eingeflossen; ich versuche aber dennoch nach Möglichkeit Einzelnachweise anzuführen, damit Vertiefungsmöglichkeiten der einzelnen Aspekte angezeigt werden.

Darstellung von Fritz Tschirch zum Beispiel finden sich im Althochdeutschen, das ja überwiegend aus Übersetzungsliteratur besteht, hauptsächlich Nachahmungen der lateinischen Vorlagen; das Deutsche gelangte dabei entweder kaum über ein einfaches Gefüge aus einem Haupt- und einem Nebensatz hinaus oder aber es kleide die lateinische Diktion nur äußerlich in ein deutsches Sprachgewand. In autochthonen Texten jedoch sei die Zeit für »kompliziert geschichtete syntaktische Gefüge noch lange nicht reif«. <sup>4</sup> Im Mittelhochdeutschen würden sich die Schriftsteller dann »zunehmend an tiefer gestaffelte Gebilde« wagen. Fast poetisch formuliert Tschirch, dass es »zuvörderst dem wortmächtigen Dichter« gelinge, »den Bogen des Satzes immer weiter und höher zu schwingen, den Jahrhunderte hindurch so kurzen Atem immer länger an- und auszuhalten«. <sup>5</sup> Die »Fähigkeit, einen komplizierten Denkinhalt in einem Satz syntaktisch zusammenzufassen«, steigere sich dann in der frühneuhochdeutschen Periode, so Joachim Schildt, <sup>6</sup> Leiter der sprachhistorischen Abteilung an der Akademie der Wissenschaften der DDR, wo seit 1976 – zeitgleich zum westdeutschen Interesse gerade an der Umbruchperiode des Frühneuhochdeutschen – eine Schriftenreihe »Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene von 1470 bis 1730« erschien. In diesen Publikationen wird u.a. herausgearbeitet, wie zwischen 1470 und 1650 der Ausbauprozess des Satzgefüges voranschreitet. Vor allem durch das Aufkommen neuer Konjunktionen und Subjunktionen (wie die früher als »unterordnende Konjunktionen« bezeichneten Nebensatzeinleitungen heute zutreffender benannt werden), aber auch durch die Verfestigung der tendenziell von Anfang an beobachtbaren unterschiedlichen Verbstellung in Haupt- und Nebensätzen wird allmählich eine klare Differenzierung dieser Satztypen erreicht, was im Mittelhochdeutschen und noch im frühen Frühneuhochdeutschen nicht immer der Fall war.

Zusammen mit der Verfestigung der Verbzweitstellung im Hauptsatz und der End- oder zumindest Spätstellung des Verbs im Nebensatz ent-

4 Fritz Tschirch, *Geschichte der deutschen Sprache*, 2 Bde, Berlin 1966 u. 1969 (Bd. 2 hier zitiert nach der 2., verb. Aufl., 1975), Bd. 1, S. 182.

5 Ebd., Bd. 2, S. 50f.

6 Joachim Schildt, *Abriss der Geschichte der deutschen Sprache. Zum Verhältnis von Gesellschafts- und Sprachgeschichte*, 3. überarb. Aufl., Berlin 1984, S. 118; das Zitat ist übrigens wörtlich aus Tschirch übernommen.

wickelt sich die Satzklammer in beiden Satztypen weiter, und diese wiederum gewinnt sozusagen an Gewicht durch die gleichzeitige Zunahme analytischer Verbformen, also mehrteiliger, komplexer Prädikate: Letzteres geschieht durch den Ausbau der Tempora Perfekt, Plusquamperfekt, Futur I und zuletzt Futur II und die zunehmende Möglichkeit, diese zwei- bis dreigliedrigen Verbformen auch noch ins Passiv zu setzen und dadurch um eine weitere Wortform zu vermehren. In der Barockzeit erlebten die dadurch häufig entstehenden Verschachtelungen, die im Allgemeinen als besondere Eigenart der Kanzleisprache angesehen werden, auch literarisch einen ersten, berühmt-berühmten Höhepunkt.<sup>7</sup>

Wladimir Admoni, begnadeter Grammatiker, Sprachhistoriker, Literaturwissenschaftler und Literat, hat in seinen Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen stets hervorgehoben, dass zwischen 1550 und 1700 die vorher schon zu beobachtenden »Tendenzen zur strukturellen Zementierung des deutschen Satzes durch den verbalprädikativen Rahmen« zur Vollendung gebracht wurden und als Norm der geschriebenen Sprache zu gelten begannen.<sup>8</sup> Das umfangreichste Satzgefüge seines Datenmaterials stammt allerdings nicht etwa aus der Barockzeit, sondern aus dem frühen 15. Jahrhundert. Dieser Satz besteht aus einem Hauptsatz und 43 Nebensätzen, die Unterordnungen bis zum 15. Grad aufweisen. Es gehörte zu den Charakteristika der Urkundensprache dieser Zeit, dass ganze Urkunden aus nur einem großen Satzgefüge beste-

- 7 Hier ein durchaus repräsentatives Beispiel: »Denn ob zwar nach des Antiochus Tode der sich von Rom wegspielende / und wieder den jungen Antiochus das Reich behauptende Demetrius welcher den jungen König Ariarathes wegen verschmähter Heyrathung seiner Schwester aus Cappadocien vertrieb / und den von seiner Mutter untergesteckten Orophernes einsetzte / von dem Könige Ptolemeus / Attalus und Ariarathes aus Syrien vertrieben / und ein gemeiner Jüngling unter dem Nahmen Alexanders eines Antiochischen Sohnes eingesetzt; ja auch Demetrius Hülffe der Juden vom Alexander erschlagen ward; so erbarmten sich doch die Deutschen Fürsten des von dem Demetrius nach Gnidus zur Sicherheit geschickten und in Creta bey dem Fürsten Lasthenes sich aufhaltenden Sohnes Demetrius; und setzten ihn nach Verjagung des üppigen Alexanders / mit Hülffe des Ptolomeus Philometors in Syrien auff den väterlichen Thron.« (Daniel Caspar von Lohenstein, Großmüthiger Feldherr Arminius, 1. Bd., Leipzig 1689, Ndr. Hildesheim, New York, 1973, S. 882).
- 8 S. zuletzt: Wladimir Admoni, Historische Syntax des Deutschen, Tübingen 1990, S. 178.

hen konnten, was die logische Verzahnung und Bedingtheit der einzelnen Argumente sinnfällig machte. Intern sind diese Satzgefüge noch nach ganz anderen Kriterien und mit anderen Interpunktionszeichen gegliedert als heute: nämlich meist mit der nach rhythmischen Gesichtspunkten gesetzten Virgel (Schrägstrich), gelegentlich aber auch durch Punkte, die jedoch meist keine grammatischen Satzeinheiten abgrenzen, sondern allenfalls thematische Gliederungen anzeigen. Die genaue Ermittlung der Satzgrenzen ist daher nicht ganz einfach, da weder die Interpunktion noch die Wahl der Konjunktion (gerade die am häufigsten verwendeten wurden oft noch sowohl nebenordnend als auch unterordnend gebraucht), und nur ansatzweise die Verbstellung eindeutige Kriterien liefern. Daher bleibt der Status mancher dieser sogenannten Elementarsätze in einer gewissen Schwebelage zwischen Abhängigkeit und Selbstständigkeit, die Zusammenbindung der Elementarsätze zu einem Gesamtsatz weist eine größere Lockerheit auf, als wir es seit der strengen Normierung der Haupt- und Nebensatzstrukturen (von Admoni anschaulich »Zementierung« genannt) gewöhnt sind. Solche Beobachtungen sind in den letzten Jahrzehnten schon an verschiedenartigen umfangreichen mittelalterlichen Texten gemacht worden, und zwar nicht nur an den im 12. Jahrhundert quantitativ bedeutsam einsetzenden deutschsprachigen Urkunden, sondern – entgegen Tschirchs Darstellung – schon früher: für das Althochdeutsche z. B. an der komplexen Syntax des autochthonen Evangelienwerks von Otfrid von Weißenburg, oder für das 13. Jahrhundert an dem einzigen bedeutenden Prosaroman der mittelhochdeutschen Periode, dem *Prosa-Lancelot*. Das folgende kleine Textbeispiel soll die lockere Struktur des Gefügesatzes demonstrieren, was u. a. auch beim Vergleich mit der altfranzösischen Vorlage deutlich wird (Kursivsetzungen A.B.):

Der konig Ban sah syn burg brinnen, die er lieb hett fur alle syn búrgk, *wann* die burg was syn trost, das er alles syn lant da mit solt erkobern; und er sah das sie verlorn was die syn trost was. Da enkund er nit gedennen was yn mócht getrösten, *wann* er wúst sichselben alt und zurbrochen [...]<sup>9</sup>

9 Lancelot. Nach der Heidelberger Pergamenthandschrift Pal. Germ. 147, hg. v. Reinhold Kluge, I, Berlin 1948, S. 12, Z. 16 ff.

Li rois bans voit son chastel ardoir quil amoit plus que nul chastel quil eust. *Car* par cestui seul castel estoit sesperance de recouer toute sa terre & si estoit tous ses comfors. Et quant il voit quil a che perdu ou toute sa fianche estoit nest nule rien el siecle ou il satende mais de nule rien. *Car* il se sent vains & debrisies.<sup>10</sup>

Der deutsche Text weist gegenüber dem französischen eine weitgehende Eigenständigkeit in der Nebensatzgestaltung auf. So finden sich etwa im vorliegenden Beispiel im Deutschen, anders als im Französischen, zwei selbstständige kurze Sätze (»und er sah das sie verlor was [...]. Da erkund er nit gedencken [...]«). Überdies zeigt sich an den beiden Kausalstrukturen, wo frz. »car« mit mhd. »wann« wiedergegeben wird, dass im Französischen durch Punktsetzung und Großschreibung die Konjunktion eindeutig als beordnend aufzufassen ist, während es im Mittelhochdeutschen unklar bleibt, ob mit *wann* nebengeordnete oder untergeordnete Sätze angeschlossen werden: Da die Verbstellung noch nicht eindeutig distinkt ist, kann in beiden Fällen sowohl eine unabhängige neue Satzstruktur wie mit nhd. *denn* angeschlossen sein (»denn die Burg war sein Trost«, »denn er wusste/spürte, dass er alt und gebrechlich war«) – oder aber eine unterordnende, nhd. *weil*. Diese prinzipielle Undeutlichkeit gilt nicht nur für die Kausalsätze mit *wann*. Den zeitgenössischen Rezipienten wird sie ebenso wenig gestört haben wie den Textproduzenten. Richtiger gesagt: die Frage stellte sich gar nicht, weil es die grammatischen Vorstellungen von klarer Parataxe versus Hypotaxe im älteren Deutschen in der heutigen Form nicht gegeben hat.<sup>11</sup>

Eine derartige Ambivalenz lässt sich schon für kausale *wanta*-Sätze im Althochdeutschen,<sup>12</sup> z. B. bei Otfrid nachweisen; sie sind daher auch als »Kommentarsätze« bezeichnet worden.<sup>13</sup> Ähnlich (wenn auch natürlich nicht mehr ganz gleich) findet sich dieser Satztyp noch in elaborierten Hypotaxen des 16. Jahrhunderts, z. B. in den umfangreichen Kausalpe-

10 The Vulgate Version of the Arthurian Romances, III, Le livre de Lancelot del Lac, part I, hg. v. Heinrich Oskar Sommer, New York 1969, S. 12 f., Z. 39 ff.

11 Noch deutlicher zeigt sich dies an umfangreicheren Gesamtstrukturen, vgl. z. B. Betten, Prosasyntax [Fn. 3], S. 148 f.

12 Ahd. *wanta* [ndh. *da, weil, denn*] wird sowohl nebenordnend als auch unterordnend verwendet.

13 So von Dieter Wunder, Der Nebensatz bei Otfrid. Untersuchungen zur Syntax des deutschen Nebensatzes, Heidelberg 1965.

rioden der Lutherschen Briefe, in denen Luther – ganz im Gegensatz zu seinem mehr an der Hörrezeption orientierten, eher parataktischen Stil seiner Bibelübersetzung wie auch anderer Schriften – sehr tief gestaffelte Nebensatzfolgen mit Abhängigkeiten bis zum 7. Grad und mehr benutzt, und dies bevorzugt schon im Vorfeld, was auch eine Eigentümlichkeit des Kanzleistils ist: Bei dem schon erwähnten Gefügesatz aus der Urkunde von 1411 mit 43 Nebensätzen stehen 39 präpositiv, das heißt vor dem Hauptsatz, und nur 3 postpositiv, also danach. Speziell die amtlichen Briefe Luthers weisen eine sehr ähnliche Binnenstrukturierung des Satzgefüges auf: Im Vorfeld wird bevorzugt »ein tadelnswerter Tatbestand oder Sachverhalt dargestellt«, »während im Hauptsatz und Nachfeld die Notwendigkeit, gegen ihn einzuschreiten, behandelt wird«. <sup>14</sup> Ähnliches konnte im Kanzleistil schon seit dem *Sachsenspiegel* (1. Hälfte des 13. Jh.s) und dem *Schwabenspiegel* (2. Hälfte des 13. Jh.s) nachgewiesen werden, ist also eine weitgehend textsortenspezifische Eigenheit. <sup>15</sup>

Aber obgleich diese komplexen Satzgefüge Luthers auch intern sehr logisch durchkomponiert sind, weisen sie doch neben klaren Unter- und Nebenordnungen auch Phänomene auf, die u.U. als »Unterbrechung durch Einschub« (also Parenthese) oder als »lockere Anfügung« oder auch als Nachtrag charakterisiert werden können, also syntaktisch nicht eindeutig zu klassifizieren sind. Das bedeutet, dass noch im 16. Jahrhundert auch bei stilistischen Meistern trotz einer deutlich wahrnehmbaren Tendenz zu stärker gestrafter Unterordnung noch eine Reihe von syntaktischen Strukturen erhalten ist, die – wie im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen – wegen ihrer formalen Selbständigkeit nach unseren heutigen streng logischen Vorstellungen von Syntax schwer kategorisierbar sind. Systematisch durchkomponierte Rahmenkonstruktionen finden sich hingegen erst ein Jahrhundert nach Luther. Tschirch hat diese einschneidende Veränderung der Barockzeit, dass nicht mehr in sich abgeschlossene Teilsätze aufeinander folgen, sondern abhängige Gliedsätze sich auch in den übergeordneten Satz einschieben, folgendermaßen beschrieben:

14 Monika Rössing-Hager, *Syntax und Textkomposition in Luthers Briefprosa*, 2 Bde, Köln, Wien 1972, hier Bd. 1, S. 261.

15 Vgl. Betten, *Prosasyntax* [Fn. 3], S. 157.

Weil auf diese Weise die inhaltlich wichtigste Aussage, die für gewöhnlich im Hauptsatz untergebracht ist, oder eine im Nebensatz i. Grades mitgeteilte verhältnismäßig wichtige Aussage bis an den Schluß hinausgezögert wird, erhält der Satz eine *Spannung*, die sich erst am Ende des ganzen Gebildes löst. Anders gesagt: Aus der *Linie*, die stetig gleichsam bis ins Unendliche abfällt, ist der *Kreis* geworden, der sich im Augenblick seiner Rundung vollendet.<sup>16</sup>

Nachdem in der Literatur des Hochbarock der Schachtelsatzstil die verdrehseltsten Formen angenommen hatte, wurden diese Auswüchse zum Angriffsziel der folgenden Epoche. Anstelle der »affektierten Verschrobenheit« des Barockstils (der auf den Ebenen von Wortschatz und Rhetorik entweder mit schwerem Schmuck der Redefiguren oder aber mit »roher Derbheit« einherging) wurden in der Aufklärung nun Natürlichkeit, Vernunft, Verständigkeit, Wohlerzogenheit zum Bildungsziel, was sich im Stilideal des natürlichen, verständlichen Schreibens niederschlug. Knappheit und Nüchternheit galten nun als Vorzug, Nebensätze wurden seltener und Verschachtelungen gemieden.<sup>17</sup> Dazu ein Zitat aus Gottscheds *Ausführlicher Redekunst* von 1728:

Es ist nichts lächerlicher, als wenn sich einfältige Stilisten immer mit ihrem *obwohl, jedoch; gleichwie, also; nachdem, als; alldieweil, daher; sintemal* und *allermaßen* behelfen: gerade als ob man nicht ohne diese Umschweife seine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja diese Schulkünste ... noch wissen und brauchen will: so bemühe man sich doch, mehr einfache als zusammengesetzte Perioden zu machen. Man rede und schreibe nur, wie man im gemeinen Leben unter wohlgesitteten Leuten spricht: als woselbst man solche Verbindungsformeln gar nicht braucht. Man wird auch dergestalt viel deutlicher reden und schreiben, als wenn man immer eine ganze Menge Gedanken in einen weitläufigen Satz zusammenbindet.<sup>18</sup>

16 Tschirch [Fn. 4], Bd. 2, S. 217; die drei kursivierten Begriffe sind bei Tschirch gesperrt.

17 Vgl. Betten, Prosasyntax [Fn. 3], S. 74 ff., mit Zitaten aus Hans Eggert, Deutsche Sprachgeschichte, Bd. 4: Das Neuhochdeutsche, Hamburg 1977, S. 42 ff.

18 Zitiert bei Tschirch, [Fn. 4], Bd. 2, S. 217 f.